

Patrick Roth
Nach der Erzählung

»Lies mir doch die letzten Zeilen der Wilder-Geschichte noch mal vor«, sagte Ava.

»Wilder soll das Buch mit neunundzwanzig Jahren geschrieben haben«, meinte Nina, die gerade nachgesehen hatte. »Inspiriert, heißt es hier, von einem Jesus-Zitat im Lukasevangelium 13,4. Moment mal, kann draufklicken: *Jene achtzehn Menschen, die beim Einsturz des Turms von Schiloach erschlagen wurden – meint ihr, dass nur sie Schuld auf sich geladen hatten, alle anderen Einwohner von Jerusalem aber nicht?*«

»Und?« fragte Wyatt.

»Und?«

»Den nächsten Vers, bitte.«

»Moment ... *Nein, im Gegenteil: Ihr alle werdet genauso umkommen, wenn ihr euch nicht bekehrt.*«

»Sagt wer?«

»Sagt Jesus.«

»Na also! Von wegen Liebe. *Bekehrt euch, oder ihr kommt alle um!*« meinte Cal.

»Du nimmst das wörtlich?«

»Wie denn sonst, bitte? Das sind doch Drohungen, die-«

»Aber lasst doch jetzt! Lies mir die letzten Sätze bei Wilder noch mal vor«, bat Ava. »Das Ende.«

So ging es schon eine Weile zwischen uns hin und her. Es war kurz nach Mitternacht, aber immer noch warm genug draußen. Vor knapp sechs Stunden hatte Wyatt begonnen, uns *Die Brücke von San Luis Rey* vorzulesen. Auf seiner Terrasse am Segeljachthafen von Marina del Rey. Ein Stromausfall hatte ihn auf die Idee gebracht. Die Lichter gingen zwar nach zwei, drei Stunden wieder an, auch die Yachten und Motorboote in ihren *slots* längs der Stege und die Hochhäuser jenseits der Marina leuchteten wieder auf und spiegelten sich im Wasser, aber wir fünf kümmerten uns nicht darum und beließen es bei den Kerzen, die neben Wyatts Lesesessel brannten.

Wyatt schlug das Buch wieder auf und las Ava nochmals das Ende vor:

»*But soon we shall die ...*«

»Hatten wir das nicht gerade: *Ihr alle werdet genauso umkommen ...?*«

»Bitte unterbrich ihn doch nicht.«

»*But soon we shall die and all memory of those five will have left the earth, and we ourselves shall be loved for a while and forgotten. But the love will have been enough; all those impulses of love return to the love that made them. Even*

memory is not necessary for love. There is a land of the living and a land of the dead and the bridge is love, the only survival, the only meaning.«¹

»Das ist großartig«, sagte Ava.

»Dass er die Liebe als Brücke sieht?« fragte Cal.

»Dass er sagt: Nicht mal Erinnerung sei notwendig.«

»Würde ich widersprechen. Erinnerung ist sicherlich notwendig. Wer liebt, erinnert. Hat dir Candace nicht von ihrer Mutter erzählt? Die hat ihre Tochter beim letzten Besuch nicht mehr wiedererkannt. Eine Fremde. Ohne Erinnerung geht gar nichts. Auch nicht die Liebe.«

»Aber das meint Wilder hier gar nicht«, sagte Wyatt.

»Sondern?«

»Wenn jemand liebt, ist das unabhängig von Zeugen. Unabhängig davon, ob man sich an dich oder an deine Liebe in zehn oder zwanzig Jahren noch erinnert. Selbst wenn sich auf dieser Erde keiner mehr an dich erinnert, sagt Wilder, ändert das nichts an der Tatsache, dass du geliebt hast. Und dass die Liebe, die du empfunden hast, wieder zu ihrem Ursprung zurückkehrt, ihr Ziel also erreicht. Das kann alles völlig unsichtbar ablaufen, sagt Wilder. Ohne Erinnerung, ohne Zeugen.«

»*Love comes unseen.* Liebe kommt ungesehen.«

1 Aber bald sterben auch wir, und jede Erinnerung an diese fünf wird von der Erde verschwunden sein, und wir selbst werden noch eine Weile geliebt und vergessen werden. Aber die Liebe ist genug; denn die Liebe fließt zurück in die Kraft, aus der wir geschaffen wurden. Selbst die Erinnerung ist nicht notwendig für die Liebe. Es gibt ein Land der Lebenden und ein Land der Toten, und die Brücke zwischen ihnen ist die Liebe, sie allein überlebt, sie allein ergibt einen Sinn.

»Sagt wer?«

»Sagt ein Sprichwort.«

»Wilders Sätze zur Liebe klingen ja sehr nach der Stelle aus dem Korintherbrief, die man für jede Hochzeit bemüht«, meinte Cal. »Nur: nach heller Freude klingt mir das nicht bei ihm. Es ist doch, als sage er: Weil alles sinnlos geworden ist in unserem Leben, soll ›die Liebe‹ allen Sinn tragen. Die Liebe als unsere Rettung, als einziger Sinn unseres Lebens. Eher eine Forderung, was er da als Tatsache konstatiert – und letztlich unendlich schweres Gepäck. Viele Beziehungen zerbrechen daran. Wer kann das tragen? ›Rettung und Sinn‹ für den anderen zu sein. Das ist wie ... wie der Turm, der einstürzt und dich erschlägt. Ich meine: Wie lange erträgt eine das, wenn sie hört: ›Du bist meine Rettung? Wie lange erträgt's einer, der sich einbildet: ›Ich bin der Sinn ihres Lebens? Eine unendliche Anforderung ist das. Der kann ja am Ende kein Mensch genügen.«

»Also gibt es gar keine ›Brücke‹? Wilder fordert sie nur, wenn er sie am Ende zur Tatsache erklärt: *The bridge is love.*«

»Aber diese Forderung ist doch so voller Bedauern«, sagte Ava. »Hört ihr das nicht? Es ist wie in seinem Theaterstück *Unsere kleine Stadt*. Da bringt er das Land der Lebenden und der Toten auf die Bühne. Die tote Emily weigert sich, ihr Leben zu vergessen. Man erlaubt ihr, einen Tag lang zurückzukehren ins ehemalige Leben. Und in der kurzen Zeit, die sie so nochmals erlebt, wird sie überwältigt. Von diesem Bedauern. Denn sie sieht: Wir leben, als lebten wir nicht. Als wüssten wir nicht wirklich,

was wir am Leben haben. An jedem einzelnen vergessenen Augenblick.«

»Aber genau da wäre doch Sinn, finde ich«, sagte Wyatt.

»Dieses dazugewonnene Bewusstsein wäre doch schon ›genug‹. Was die Äbtissin María am Ende dachte, was Emily sah, was Wilder mit seiner Geschichte vor Augen geführt hat, kann niemand ungesehen machen. Es wird wachsen, ein Stück neues Bewusstsein, im einen oder anderen. Gib ihm Zeit.«

»Sagst du: Die Brücke ›ist‹ zwar noch nicht, aber sie ›wird‹, sie wächst?«, fragte Nina.

»Ich meine, Sinn wird uns nicht gegeben, nicht geschenkt, sondern nur durch Niederlagen unseres Willens gewonnen. Leid und Bewusstwerdung gehören zusammen. Das wäre die *message*. Du ringst darum mit dem Leben.«

»Und die Liebe?« sagte Cal. »Gebt zu, die habt ihr jetzt einfach verschwinden lassen ...«

Ich hatte den Freunden zugehört, war aber immer wieder von Erinnerungen abgelenkt worden. Bruchstückhaft waren sie bereits während Wyatts Lesung erschienen, von der einen oder anderen Wendung beharrlich aufgerufen. Cals letzte Bemerkung hatte wieder daran gerührt. Da gab ich nach und sagte:

»Mir fiel vor ein paar Stunden – als die Lichter in der Marina wieder angingen – schlagartig ein: Da drüben, am aufscheinenden Ufer, dort bei den Anlegeplätzen, war ich mal verliebt. Lebensgefährlich verliebt.«

»Wo ›da drüben‹?«

»Auf der anderen Seite des Beckens, uns genau gegenüber. Wo die Stege und Jachten vom Marina Club liegen.

Da lag das Hausboot vor Anker. Sagt man ›Hausboot‹? Es war eigentlich eine Jacht, auf der Sharons Stiefvater permanent wohnte.«

»Wann war das?«

»Müsste Januar 76 gewesen sein. Ich war zweiundzwanzig damals, noch Student am *Cinema Department* der Uni und gerade nach Los Angeles zurückgekehrt. Ich hatte meine Eltern in Deutschland besucht und dabei einiges erlebt, von dem ich Sharon gleich nach der Ankunft erzählt habe. Ich bildete mir damals ein, sie hätte sich eigentlich erst während dieses lebhaften Berichts so richtig in mich verliebt, und glaubte, es sei der Inhalt des Geschilderten, der sie sichtlich bewegte. Erst später wurde mir klar, dass das ungläubige Erstaunen in ihrem Gesicht schlicht meiner Rückkehr galt. In ihren Augen war ich, als ich nach Deutschland zu meinen Eltern flog, in einen Abgrund hinein verschwunden. Ein wunderbarer Held jetzt, lebendig daraus zurückgekehrt zu sein. Zu ihr.

In jener ersten Nacht meiner Rückkehr hatte ich einen seltsamen Traum. Ich sah einen tiefen Erdriss, der meinen Weg kreuzte, und wusste nicht, wie ich über ihn hinwegkäme. Da tauchten aus dem Halbdunkel zwei Katzen hervor. Die streckten sich gleich und überspannten mir hilfreich den Abgrund. Noch zögerte ich vor dem Schritt. Da krümmten sie – mich zu ermutigen – bogengleich ihre Rücken. Zuletzt sah ich mich, wie im Mahnbild einer Moritat: als Schattenriss, den ersten Schritt auf ihren Steg wagen.

Am Morgen darauf traf Sharon sich zum Frühstück im Beverly Wilshire Hotel mit ihrer Mutter. Ich musste mit,

denn jetzt wurde es ja offiziell: Wir würden zusammenziehen. Ihre Mutter hatte keinerlei Einwände. Im Gegenteil. Auch sie, die ich nie zuvor gesehen hatte, schien froh und irgendwie ungläubig erstaunt, mich neben ihrer Tochter sitzen zu sehen – als sei ich ein totgeglaubter Verwandter, wider Erwarten ›von dort‹ zurückgekehrt.

Sie bedauerte, dass Saul sie nicht zum Frühstück begleiten wollte, und lud uns ein, doch zu ihnen aufs Boot in die Marina zu kommen.

›Auf ein paar Cocktails!‹

Sharon erklärte mir am nächsten Tag während der Fahrt, ihre Mutter habe vor ein paar Jahren ihren Stiefvater, Saul, einen ›nice Jewish gentleman‹, kennengelernt, und weil der sein Boot nicht verlassen wollte, wohnten sie jetzt gemeinsam auf seiner Jacht. Früher seien sie noch ab und zu rüber nach Catalina gesegelt oder hätten auf offener See übernachtet.

An jenem Nachmittag kamen wir spät in der Marina an, parkten, fanden schließlich den Steg und – Sharon deutete auf das letzte Boot rechts am Ende der Anlegeplätze – näherten uns der Jacht.

Ihre Mutter winkte, als sie uns sah. Hinter ihr stand ein hochgewachsener, drahtig-schlanker älterer Mann, der sich am Segel zu schaffen machte. Saul. Er trug einen angegrauten Backenbart und schütteres, schwarz-strähniges Haar, über das er eine abgenutzte Kapitänsmütze zog, sobald er uns bemerkte. Unter den Backenknochen verlief die Haut hohl gespannt. Als ließe man ihn hungern, dachte ich.

Sharon hielt sich am Geländer eines kleinen Brückensstegs, den er vorsorglich angebracht hatte, die wenigen

Schritte vom Steg auf das Deck der Jacht zu erleichtern. Während sie ihre Mutter umarmte – ich war gerade auf die Brücke getreten –, warf mir Saul einen Blick zu, der sagte:

›Du bist hier nicht willkommen.«

Mir war klar, warum der Mann am Vortag nicht zum Frühstück mit Sharons Mutter erschienen war. Jetzt zwang ihn die Rücksichtnahme auf Frau und Stieftochter, mich, den Deutschen, an Bord zu lassen. Ihn auch noch zu bewirten!

Ich wich Sauls Blick aus, als hätte ich besonders auf die nächsten Schritte vor Erreichen des Decks zu achten. Der Steg, auf dem mich sein Blick getroffen hatte, formte einen kleinen Bogen. Ein gekrümmter Katzenrücken, dachte ich, und das Traumbild stand wieder vor mir.

Sharons Mutter meinte, Saul sei nur übler Laune, weil sie sich bisher geweigert habe, ihn die Cocktails, die sie für uns alle gemixt hatte, vorab kosten zu lassen. Als sie uns dann an Deck *margueritas* reichte, sah ich Saul, der sich mit abgewandtem Rücken aus dem großen Mischkrug selbst eingoss.

Wenig später war es windiger geworden. Es wird kurz nach Sonnenuntergang gewesen sein, als wir Sharons Mutter durchs Schiebeluk nach unten folgten, uns an den Handläufen der Stufenleiter hielten und in die Kajüte hinabstiegen.

Es war, als seien wir, nur fünf Stufen tiefer, in eine Höhle gelangt, in deren halbdunklen Nischen, schattenverworfenen Schränken und Ecken Saul alles, was sein Leben ausmachte, hineinversammelt hatte.

Wir saßen auf eng beschränktem Raum an einem

schummrig beleuchteten Tisch, auf drei Seiten umbuchtet von einfach gepolsterten Sitzbänken. Ich hatte neben Sharon Platz genommen, die aber dann auf die etwas längere Bank zu ihrer Mutter rückte, sodass Saul, der als letzter nach unten gestiegen war, mir unmittelbar gegenüber zu sitzen kam. Als wolle er verhindern, dass sich unsere Beine unterm Tisch zufällig berühren, streckte er die langen Glieder neben den Tisch in den Durchgang, der zu den Schlafkojen führte.

Sharons Mutter füllte unsere Gläser immer wieder mal nach, aber die Stimmung schien sich hier unten kaum zu bessern. Obwohl ich einmal – vielleicht in übertrieben schwärmerischem Ton – lobte, wie *movie*-trächtig hier das Licht der *einen* Lampe, ihr Schein durchbrochen von querhängenden Netzen, auf unseren Tisch und unsere Gesichter fiel und wie herrlich die langgezogenen Licht- und Schatten-Inseln gespiegelten Wassers über die niedere Kajütendecke hinglitten.

›In einem *noir movie* aus den vierziger Jahren hätte's Stanley Cortez nicht besser einleuchten können‹, behauptete ich und erklärte Sharons Mutter noch, die bemüht interessiert schien, dass man das Lichterflirren auf Booten, vor allem aber beim Drehen im Innern von Kajüten, erzeugt, indem man einen Spiegel zerbricht. Die Scherben legt man dann in ein niederes Wasserbecken, das angestrahlt wird und bewegliches Licht- und Schatten-Spiel auf die Decke projiziert.

Sharons Mutter wollte wissen, warum der Spiegel denn zerbrochen werden müsse. Ihre Frage stand noch im Raum, als Saul mich zum ersten Mal ansprach:

›Cortez? Den kenne ich nicht.«

Ich sagte: ›Das ist ein alter Hollywood-Kameramann, den ich bewundere. Berühmt für seine tiefenscharfen Schwarzweißfilme aus den Vierzigern und Fünfzigern. Arbeitet heute noch. *Die Brücke von Remagen. Chinatown* ... Na ja, Polanski hat ihn nach ein paar Wochen gefeuert, weil er ihm nicht schnell genug arbeitete.«

›*Chinatown* ...«, sagte Saul und wandte sich dann an Sharons Mutter, ›den haben wir doch zusammen gesehen. Was für ein Mist. Weißt du noch, worum's ging?«

Sharons Mutter wusste es nicht mehr, und Sharon, die fürchtete, das Gespräch würde gleich wieder ins Stocken geraten, meinte: ›Du musst Saul erzählen, was du bei deinem Trip in die Schweiz erlebt hast ...«

›Du warst in der Schweiz?«, fragte Saul.

›Ja. Ich flog zunächst nach Deutschland und reiste dann meinen Eltern nach, die gerade in Gstaad Ferien machten. Das war vor ein paar Wochen, kurz vor Neujahr. Ich erklärte ihnen, dass ich früh am ersten Tag des neuen Jahrs den Zug nach Vevey nehmen würde.«

›Nach ... wohin?«, fragte Sharons Mutter.

›Vevey, das liegt am Genfer See. Ich hatte mir vorgenommen, Chaplin zu besuchen, weil –«

›Charlie Chaplin?« Saul tat, als habe er falsch gehört.

›Ja. Weil ich wusste, dass ich ihm in diesem Leben – schon rein geographisch – nie mehr so nah kommen würde. In meinen Augen gibt es keinen Größeren als ihn. Ich war natürlich aufgeregt, ungeduldig, mir schien die Zugfahrt, die endlos vielen Stationen, bis ich Vevey erreichte –«

›Moment mal‹, unterbrach Saul. ›Du ... du bist da wirklich hin?‹

Ich glaubte, Saul zum ersten Mal lächeln zu sehen. Ein ungläubiges Lächeln, als säße er einem Aufschneider gegenüber: unterhalten und gar nicht abgeneigt, mehr zu erfahren.

›Bis nach Vevey sind's mit dem Zug nur zwei Stunden‹, sagte ich und sah Saul fest dabei an. Als hätte ich ihm gerade die Zugkarte hingestreckt, verwundert, dass er noch zögerte.

Er nahm an.

›Also ...?‹ fragte Saul.

Ich begann, ihm und Sharons Mutter die ganze Geschichte mit Chaplin zu erzählen. Wie ich zunächst ganz und gar ›praktisch‹ dachte und schon damit zufrieden gewesen wäre, die Hecke vor seinem Haus zu berühren. Vom Brief, den ich noch während der Zugfahrt an ihn schrieb und in einen weißen Umschlag steckte. Vom Taxifahrer, der mich vom Bahnhof in Vevey bis zu Chaplins Anwesen in den Hügeln fuhr – es war tatsächlich von einer Hecke umgeben – und mich vorm verschlossenen Tor absetzte. Von der Einsamkeit der Gegend am Neujahrstag, niemand war zu sehen, das ganze Vorhaben schien mir gescheitert. Denn am Tor hatte ich keinen Kasten gefunden, meinen Brief einzuwerfen – einen Brief, in dem ich ihm über meinen Besuch im *Encore* erzählte, einem alten L.A.-Kino, in dem ich, wenige Wochen zuvor, das erste Mal in meinem jungen Leben *City Lights* gesehen hatte, *Lichter der Großstadt*.

Ich sprach weiter: vom Warten am Tor, von meinen Versuchen, über die seitlichen Hecken hinweg das

Haus – gar Chaplin selbst – zu Gesicht zu bekommen. Erzählte, dass ich, vor dem Tor immer noch wie auf ein Wunder wartend, plötzlich erkannte, dass es nicht verschlossen war, dieses Tor.

Ich glaubte zu spüren, dass Saul mitlebte. Dabei blieb sein Blick abwartend, herausfordernd dunkel. Als ließe er sich nicht ohne weiteres aus der Reserve locken, und doch: als solle es nur einer wagen ...

Ich fuhr also damit fort, dass Chaplins Tor nicht verschlossen war, sondern einen Spaltbreit offen stand – vielleicht weil ich mich zwischendurch an den Stäben gehalten hatte, bemüht, einen Blick aufs Haus zu ergattern ... Und wie ich schließlich meinen ganzen Mut zusammennahm, durchs Tor eintrat und, an den Büschen vorbei, zum ersten Mal alles sah: den großen Vorgarten, die zwei geschwungenen Wege – und das Haus selbst. Und wie ich hinging, schuldbewusst, den Brief in meiner Hand ... Wie ich anklopfte ... und mir jemand öffnete. Eine Hausangestellte, der ich den Brief übergab. Und wie ich dann nochmals draußen warten musste. Eine Stunde im wintrig verschneiten Wald auf und ab ging, in der Hoffnung, unendlichen Hoffnung, dass mein Brief an ihn weitergereicht würde, dass meine handgeschriebenen Zeilen ihm irgendwie ... vor Augen kämen und er mir vielleicht auf diesen Brief antworten könnte, mich gar hereinbäte zu sich, den jungen Mann zu empfangen, der ihm von der amerikanischen Leinwand bis vors Haus in die Schweiz nachgereist war. Ich erzählte ihnen alles. Alles. Also auch, dass mir Chaplins Tür eine Stunde später ein zweites Mal aufgetan wurde, Chaplins Butler vor mir stand und mich tatsächlich bat einzutreten.

Ich hatte mein Erlebnis noch nicht zu Ende erzählt – ich glaube, es war kurz nach dem Moment, als ich vom Geschenk berichtete, das Chaplin mir übergeben ließ –, hatte also noch nicht auserzählt, als ich zum ersten Mal ein ... ein unterdrücktes Ächzen vernahm ... einen furchtbaren Klang.

Ich sah zu Saul hinüber, der zu zittern begann.

Sharon und ihre Mutter erkannten es im selben Moment. Sauls rechter Arm, die Hand zur Faust geballt, lag auf dem Tisch und zitterte. Er selbst sah auf Arm und Faust herab, als beobachte er mit großer Furcht etwas, das unabhängig von ihm geschah. Dabei stach er mit der Spitze des Daumens mehrmals auf den eingerollten Zeigefinger der Faust hinab.

Plötzlich weinte er los.

Und ich muss zugeben, dass ich sekundenlang dachte, Chaplin, meine ganze Erzählung, die Saul zweifellos miterlebt hatte, hätte das ausgelöst. Als sei ihm dabei ein vergessen-vergrabener Lebenstraum auferstanden, von mir vorgelebt, von ihm nacherlebt, nun endlich in Erfüllung gegangen. Mehr noch. Ich war so vermessen zu denken, Chaplin habe diese höchst emotionale, alles Übliche übersteigende Reaktion durchaus verdient. Ja, ich glaubte, in Saul einen größeren Fan Chaplins vor mir zu haben, als ich es je wäre. Ich hatte zwar auch geweint, als ich das Ende von *City Lights* erlebte, hatte lange geweint, aber ...

Sauls Gesicht verkrampfte sich. Ihn durchfuhr ein fiebriges Schütteln.

Seine Frau hatte sich bestürzt auf die Sitzbank gekniet

und seine Schultern umfassen, ihn zu beruhigen. Sharon griff nach seiner Faust und umschloss sie mit beiden Händen.

Da ging es wie ein Würgen durch ihn hindurch. Sein Gesicht sank nach vorn, und nochmals heulte er los.

›Saul, Saul ...‹, rief die Frau. ›Was ist denn? Was ist mit dir, Saul ...?‹

Da kamen erste Worte aus ihm heraus. Waren es wirklich Worte? Ich verstand nichts, hörte nur kindisch-verweinte, glucksende Laute – die mir unter anderen Umständen lächerlich erschienen wären. Sharons Mutter schien sie zu verstehen oder sprach zumindest auf ihn ein, als verstünde sie.

Die Faust hatte sich kaum entkrampft, aber sie zitterte nicht mehr so stark, als Sharon einmal kurz ihre schützenden Hände abzog.

›Saul ... bitte sag doch, was ist?‹

Dann brach ein Schwall von Worten aus ihm, schwer verständlich, weil halb ertränkt vom Weinen und jedes Mal zum Stocken gebracht, wenn er nach Atem rang. Aber aus diesem, jenem Bruchstück schloss ich, dass er – aus der Umarmung der anderen noch – eigentlich nur zu mir sprach. Mir begreiflich machen, mir gestehen wollte, was ihn so bewegte.

Ja, es ging einerseits um die Geschichte mit Chaplin, die ich erzählt hatte, vor allem aber darum, dass ich das als junger Mann, der ich damals war, erlebt hatte. Während er, das kam jetzt heraus, in meinem Alter ...

Er murmelte: ›Zweiundzwanzig ... Zweiundzwanzig ... Stell dir vor ...‹

Momente lang schien er ruhiger zu werden, als sähe er jenseits der geschlossenen Faust auf diese Zahl, seine Zweiundzwanzig, klar und deutlich. Dann verdunkelte sich sein Ausdruck wieder, als schämte er sich dafür, dass ihn seine Gefühle so brutal übermannten.

Wieder heulte Saul los, untröstlich, die Augen zusammengepresst, bis der ganze Arm, aufs äußerste gespannt, wieder zu zittern begann. Wieder stach er mit dem Daumen auf die geschlossene Faust ein ...

›Zweiundzwanzig.‹

Auch Sharon und ihre Mutter, das sah ich, hatten nie gehört, was Saul da stammelnd an Worten hervorpresste, vielleicht zum ersten Mal überhaupt anderen gestand: Dass er als junger Mann während der letzten Monate des Zweiten Weltkriegs Einsätze flog über Deutschland.

›*Strafing runs*‹. Mit den Geschützen seines Tieffligers hatte er auch auf Zivilisten geschossen.

›Habe mir Deutsche abgeknallt ... wo ich nur konnte ... Habe die Treffer mitgezählt ... mitgezählt, wo ich nur konnte ... Einundzwanzig hatt ich gezählt ... einundzwanzig. Eines Tages flog ich tief über einer kleinen Stadt. Ich sah Leute ... dabei, eine Brücke zu überqueren ... Panisch rannten sie los, sobald sie mich bemerkten. Die meisten schafften es noch hinter zwei Steinfeiler am Brückenende. Aber einer ... nein, es war eine Frau ... In der Verwirrung hatte sie sich ans falsche Brückengeländer hingepfercht, als käme ich nicht hinter ihr näher, sondern aus der entgegengesetzten Richtung. Im letzten Moment erst sah sie sich um, stand auf, sich vor mir übers Brückengeländer hinab in den Fluss zu werfen. Hastig setzte

sie ihr rechtes Knie aufs Geländer, war dabei, den Körper mit beiden Armen hochzuziehen ...<

Saul sah sie noch vor sich, noch vor sich im Anflug. Die Wucht der Einschläge seiner MGs hätten ...

›Ich seh sie noch vor mir ...<

... die Frau meterweit übers Geländer hinausgeschleudert und ...

›Zweiundzwanzig ...<

... zerrissen.

›Zweiundzwanzig ...<

... habe er mitgezählt.

Zweiundzwanzig. Einen für jedes Jahr, das er gelebt hatte.

Das sei sein letzter Einsatz gewesen. Er habe nur noch mit Hilfe der linken Hand landen können. Die rechte umklammerte festgefroren den Steuerknüppel, der Daumen hielt starr überm Auslöserknopf.

Eine Zeitlang ... eine Zeitlang bewegte sich keiner von uns am Tisch.

Sharons Mutter hatte ihre Arme, mit denen sie Sauls krampfartiges Weinen beruhigen wollte, zurückgezogen, schockiert von seiner Schilderung.

Das Licht der Lampe glänzte auf dem schweißnassen Arm, der starr dalag, während Saul weinte.

Als sein Weinen stiller wurde, stand Sharons Mutter auf und räumte die Gläser und den Krug und die anderen Sachen ab und machte sich eine Weile in der kleinen Kajütküche schräg gegenüber zu schaffen. Sharon half ihr dabei, obwohl das kaum nötig war.

Plötzlich hielt Sharon inne, trat zur Sitzbucht hinüber

und warf Sauls Kapitänsmütze auf den Tisch. So als sei sie den Frauen, wo Saul sie abgelegt hatte, im Weg gewesen. Wie ein dunkles Tuch landete sie auf Sauls Faust – die aber nicht danach griff. Ich las einen Namenszug, der, zwischen zwei kleinen Ankern, mit Goldfäden überm Mützenschirm eingenäht war: *MICHAL*.

Nochmals kam Sharon an den Tisch, stand neben Saul, hob die Mütze von seiner Faust und legte sie behutsam daneben.

Sie sprach: ›Warum hast du so etwas getan?‹ Saul blickte nicht auf zu ihr.

Schließlich hörte ich ihn sagen: ›*We were trained* ... Es war unsere Aufgabe.‹

Ich stand im Durchgang, weil ich die Frauen auf meiner Seite herausgelassen hatte. Ich hatte weiche Knie, wollte mich aber nicht wieder setzen.

Saul sah starr vor sich hin.

Endlich hörte ich Sharon, die leise mit ihrer Mutter gesprochen hatte, sagen: ›Du, wir sollten aufbrechen ...‹ Und die Stimme ihrer Mutter, die sich eine Zigarette ansteckte und Saul zurief: ›Ich geh noch mit rauf, bring die beiden zum Wagen.‹

Da bemerkte ich, dass Sharon, die hinter ihrer Mutter die Stufenleiter zum Deck emporstieg, ihre Handtasche in der Sitzbucht vergessen hatte. Statt mich nochmals zu setzen, streckte ich mich ungeschickt über den Tisch – ohne den Henkel der Tasche fassen zu können.

Sauls Linke griff nach ihr und stellte sie vor mich hin. Ich nahm sie wortlos und ging den anderen nach. Als ich die Handläufe der Stufenleiter hielt und mit dem Bein

gleich zwei Stufen nach oben nehmen wollte, um den Körper dann hochzuziehen, hörte ich Saul, wie er hinter mir vom Tisch aufstand.

Ich wandte mich halb nach ihm um.

In diesem Moment hielt er, nur drei, vier Schritte von mir entfernt, und ich dachte: »Er will sich verabschieden. Und schau mal, er beugt sich sogar herab zu mir ... Er will mich umarmen.«

Da fasste ich mir ein Herz, ging auf ihn zu und umarmte ihn. Umarmte ihn, weil ich dachte, er wolle *mich* umarmen. Und wie er nun spürt, dass ich ihn umarme, merke ich: Das war's nicht, das hat er gar nicht gemeint, er ist vollkommen überrascht. Vielleicht war es sein Weinen gewesen, dass ihn in meinen Augen klein werden ließ, weil er dabei kindlich geworden war, aufgelöst, ohne jede Beherrschung. Ich hatte vergessen, wie groß er war und dass die niedere Kajütendecke ihn zwang, gekrümmt zu gehen. Als sei er im Begriff, sich zu mir herabzubeugen.

Aber jetzt, da mir meine Dummheit bewusst wurde, ich wieder losließ, jetzt greift er zu. Und ich merke, wie er den Moment erfasst, als könnte *der* ihn erlösen. Nicht loslassen! Seine Saul-Arme hielten mich fest. Und da auch ich endlich verstand, umarmte ich Saul nochmals.

Wir haben uns nicht angesehen. Und waren auch nicht gesehen worden von den beiden Frauen, die bereits von Deck gegangen waren und jenseits der kleinen Brücke am Steg warteten, bis ich nach oben käme. Ich weiß nicht, ob sie je von unserer Umarmung erfuhren.«

Wyatts Kerzen waren ausgegangen. Keiner von uns war aufgestanden, neue anzuzünden. Meine Freunde, denen ich das alles auf Wyatts Terrasse in Marina del Rey erzählt

hatte, lagen noch eine Weile lang still. Bis ich Ava sagen hörte: *»Even memory is not necessary for love.«*

*aus: »Die Brücke von San Luis Rey«, Arche Verlag 2014,
Übersetzt von Brigitte Jakobkeit*

© Patrick Roth 2014

